

¹⁰ M. Perrot, La famille bourgeoise à la fin du XIXe siècle: Recherche Sociale, Nr. 26, Dez. 1969, 17–19.

¹¹ J. Van Ussel, aaO. 172.

¹² AaO. 186.

¹³ P. Laslett, Un monde..., 154–155.

¹⁴ L. Murad und P. Zyberman, Le petit travailleur infatigable: villes, usines, habitat et intimité au XIXe siècle, Recherches, Nr. 25, Nov. 1976, S. 197–217.

¹⁵ P. Laslett, Un monde..., 9.

¹⁶ R. Deniel, Une image de la famille et de la société sous la Restauration (1815–1830): Etude de la presse catholique (Editions Ouvrières, Paris 1965); R. Deniel, La Famille dans sa relation à l'Etat et à la religion chez les penseurs traditionnels de la Restauration: Recherche Sociale, Nr. 26, 1969, 13–16.

¹⁷ J.L. Flandrin, L'Eglise et le contrôle des naissances, (Questions d'Histoire) (Flammarion, Paris 1977).

¹⁸ R. Deniel, La famille dans sa relation..., 14.

¹⁹ G. Guizzardi, Structuration et transformation d'un pouvoir symbolique (autour de la civilisation paysanne): Actes de la 14e Conférence Internationale de Sociologie de la Religion (1977), Symbolisme religieux et séculier et classes sociales, Lille. (39, rue de la Monnaie, Lille, Frankreich).

²⁰ W. Schubart, Religion und Eros (Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1966) französische Übersetzung: Eros und religion (Fayard, Paris 1972) 157–162; D. De Rougemont, L'amour et l'occident (Plon, Paris 1939; erneut herausgegeben in der Kollektion 10/18); D. de Rougemont, L'érotisme au Moyen-Age (Ed. de l'Aurore, Montréal 1977).

²¹ L. Flandrin, aaO. 92–94.

²² D. Von Hildebrand, Pureté et virginité (Übersetzung aus dem Deutschen) (Desclée de Brouwer, Paris 1937).

²³ S. Lilar, Le couple (Grasset, Paris 1963).

²⁴ P. Delooz, Le féminisme, les femmes et l'avenir de l'église: Pro Mundi Vita, Nr. 56, 1975.

²⁵ J. Remy, L. Voyer, La ville et l'urbanisation (Duculot, Gembloux 1974); vgl. «la famille», 130–136, und «les classes sociales», 137–143;

J. Remy, Famille et groupe de relations personnelles en milieu urbain; Revue de l'Action Populaire, Februar 1963; J. Remy, La famille dans la dynamique culturelle contemporaine: Recherche Sociale 1969, Nr. 26, 24–32.

²⁶ P. Delooz, Les formes nouvelles de vie communautaire: Pro Mundi Vita, 1972, Nr. 41.

²⁷ R. Thery, Les rôles familiaux dans le droit récent: Recherche Sociale, Nr. 26, 1969.

²⁸ J. Remy, Fidélité aux engagements et structure des échanges sociaux: Lumière et Vie, Nov.–Dez. 1972, 6–24; J. Remy, Famille et modèles culturels en conflit (erscheint demnächst).

²⁹ Ebd.

Aus dem Französischen übersetzt von Edith Ruser-Lindemann M.A.

JEAN REMY

1928 in Soumange (Belgien) geboren. Studium an der Universität Löwen. Lizentiat der Philosophie und Doktor der Volkswirtschaft. Professor an der Fakultät für politische und soziale Wissenschaften an der Universität Löwen und Leiter der Forschungsstelle für Religionssoziologie und der Forschungsstelle für Soziologie der Stadt-Land-Beziehungen an derselben Universität. Veröffentlichungen: La ville, phénomène économique (Editions Vie ouvrière, Brüssel 1968); in Zusammenarbeit mit F. Voulard: «Catholicisme urbain et pratique religieuse» – «Villes et régions culturelles. Acquis et débats» Auszug aus: Archives de Sociologie des Religions, Nr. 29, 1970); In Zusammenarbeit mit F. Houtart: drei Bände über Kirche und zeitgenössische Zivilisation: I. Milieu urbain et communauté chrétienne; II. Église et société en mutation; III. Sacerdoce, autorité et innovation dans l'Église (Mame 1968, 1969, 1970); In Zusammenarbeit mit L. Voyer und E. Servais: Produire et reproduire, Une sociologie de la vie quotidienne, Bd. I. (Ed. Vie ouvrière, Brüssel 1978). Anschrift: Centre de Sociologie Urbaine et Rurale, Bâtiment Jacques Leclercq, Place Montesquieu 1 Bt. 13-B, B-1348 Louvain-La-Neuve, Belgien.

Teresa A. Sullivan

Längere Lebensdauer und lebenslange Beziehungen

Eine Auswertung der Lebensstatistik

Auf lange Sicht, so sagt Lord Keynes, sind wir alle tot. Wie weit entfernt ist aber nun diese lange Sicht? Eine Implikation der Theorie vom demographischen Übergang ist die, daß diese «lange Sicht» durchschnittlich viel länger geworden ist¹. Um 1900 war die Lebensdauer des durchschnittlichen Weltbürgers etwa 30 Jahre. Um 1968 war sie auf 53 Jahre angestiegen (Vereinte Nationen, 1971: 32). Siebzig Jahre ist für einen so dramatischen Anstieg der Lebenserwartung eine unglaublich kurze Zeit. Wir fangen erst jetzt an zu über-

legen, was es bedeutet, daß aus der «langen Sicht» von gestern die «kurze Sicht» von heute geworden ist. Für den Großteil der Welt kam der Wechsel im Zeithorizont so überraschend, daß die Zeit noch nicht ausreichte, seine Auswirkungen zu studieren.

Das ungewisse Leben und der sichere Tod waren durch Jahrhunderte Themen für Dichter, Philosophen und Priester. Fénelon fragt im «Télémaque»: «Kann auch nur ein Mensch der Kürze des Lebens gegenüber gleichgültig bleiben?» Wir fühlen die Bedeutung eines längeren Lebens, wissen aber noch zu wenig, wie wir uns in einer Welt verhalten sollen, in der der Tod – zwar gewiß – weiter hinausgeschoben ist. Das längere Leben wirkt sich selbst auf unsere Klischees aus. Sollen wir essen, trinken und fröhlich sein, weil wir wissen, daß das Morgen, an dem wir sterben werden, vermutlich erst in einigen Jahren kommt? Oder sollen wir fasten, uns enthalten und uns trainieren, in der Erwartung, dadurch den Tod noch weiter hinauszuschieben? Der Wechsel in der Zeitperspektive hat tatsäch-

lich die Möglichkeit in sich, unsere Philosophie und unser Denken zu verändern.

Von den Soziologen ist bisher überraschend wenig geschehen, die Veränderungen zu studieren, die von dieser Revolution in der Lebensdauer zu erwarten sind². Trotz Prestons Ansicht (1976: ix), daß die Abnahme der Sterblichkeit ein wichtigerer Teil der vitalen Revolution ist als die Veränderungen in der Fruchtbarkeit, haben die Demographen die meisten ihrer Energien auf die Fruchtbarkeit konzentriert. Vom Standpunkt der formalen Demographie ist dies vernünftig. Eine Abnahme der Sterblichkeit beeinflusst die Größe, die Alterszusammensetzung und den Geschlechtsproporz einer Bevölkerung, aber diese Auswirkung ist weniger folgenreich als der Effekt, der sich aus einer Veränderung der Fruchtbarkeit ergibt (Coale, 1956). Vom Standpunkt anderer Disziplinen jedoch eröffnet der Wechsel in der Lebenserwartung zwei wichtige Möglichkeiten: Die Möglichkeit zu planen und die Option für den Aufschub von Lebensereignissen, ohne auf sie zu verzichten. Der Tod unter den Bedingungen der modernen Sterblichkeit ist so wie die Hurrikane oder die heftigen Stürme in der modernen Meteorologie zwar immer noch schrecklich und unabweichlich; aber irgendwie weniger bedrohlich, weil voraussagbar. Man beginnt selbst auf weltliche Weise zu fragen: «Tod, wo ist dein Stachel?»

Dieser Beitrag verfolgt die Implikationen der abnehmenden Sterblichkeit in drei Bereichen: im menschlichen Lebenszyklus, in Ehe und Familie und im religiösen Glauben. Die dabei angewandte Argumentation ist in manchen Punkten offen spekulativ. Die Auswirkungen der geringeren Sterblichkeit auf menschliche Einrichtungen sind nur unvollständig bekannt und die Auswirkungen sehr rascher Veränderungen der Sterblichkeit, wie wir sie in unserem Jahrhundert erleben, noch weniger. Überdies ist Europa kein adäquates historisches Beispiel, denn obwohl die Sterblichkeitsraten in Europa schon vor einigen Jahrhunderten zu fallen begannen, so war diese Abnahme doch eine sehr schrittweise sich vollziehende und vom Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung mitbegründet. Auch in den gegenwärtigen Entwicklungsländern mag die abnehmende Sterblichkeit gleichzeitig mit dem Prozeß der Industrialisierung und Urbanisierung zusammentreffen. Aber Entwicklung ist für die Abnahme der Sterblichkeit nicht unabdingbar. Ein Entwicklungsland kann heute eine spektakuläre Abnahme der Sterblichkeit durch eine nur bescheidene Ausweitung seiner Ausgaben für Impfstoffe, sanitäre Anlagen und Aktionen gegen den Hunger, erreichen. So sind die «reinen» Auswirkungen der Abnahme der Sterblichkeit noch nicht festgestellt.

Die Lebensdauertabelle ist ein statistisches Modell, das die Demographen für die Beschreibung der Auswirkungen der Sterblichkeit auf die Bevölkerung gebrauchen. Diese Statistiken sind vom Computer zusammengestellte Gebrauchsdaten von tatsächlich beobachteten oder simulierten Bevölkerungen. Die Daten, von denen in diesem Beitrag die Rede ist, beziehen sich auf europäische Populationen, für die Informationen über das Alter im Zeitpunkt des Todes und über die Alterszusammensetzung vorlagen. Angenommen wurde in diesen Tabellen, daß die beobachtete Sterberate in allen Altersschichten auch in Zukunft für eine unbestimmte Menge neugeborener Kinder Geltung haben würde. Lebensstatistiken werden gewöhnlich für Männer und Frauen getrennt erstellt.

Ein wichtiges Datum für die Lebensstatistik ist die Lebenserwartung oder die durchschnittlich verbleibende Lebenszeit für Menschen, die ein bestimmtes Alter erreicht haben. Wenn wir davon ausgehen, daß Phasen im menschlichen Lebenszyklus im großen und ganzen mit bestimmten Altersstufen übereinstimmen, so können wir die Verhältniszahl einer bestimmten Anzahl von neugeborenen Kindern abschätzen, die diese Phase des Lebenszyklus durchleben werden. Wenn man die Lebenserwartung von den männlichen und weiblichen Lebensstatistiken kombiniert, so kann man davon Schätzungen für die Dauer des ehelichen Zusammenlebens, das Überleben von Kindern und die voraussichtliche Zahl von Witwen und Waisen ableiten. Diese Kalkulationen liegen dieser Untersuchung zugrunde.

Ableitungen aus diesen Daten sind, wie ich schon erwähnte, rein spekulativ. Dennoch kann auch eine Übung in Spekulation für das Abstecken potentieller Bereiche der Forschung und Reflexion ertragreich sein und kann uns für die Veränderung menschlicher Bedingungen bereit machen, die auf der individuellen oder psychologischen Ebene noch nicht wahrgenommen wurden.

Der menschliche Lebenszyklus

Auf dem Gebiet des Studiums des menschlichen Lebenszyklus sind in den letzten Jahren wichtige Fortschritte gemacht worden. Aber lange vor Erik Erikson haben Dichter und Psalmisten idealisierte Lebensgeschichten dargestellt. Shakespeare schreibt in «Was ihr wollt»: «Die ganze Welt ist eine Bühne, und alle Männer und Frauen sind nur Schauspieler, sie haben ihre Auftritte und ihre Abgänge, und jeder spielt zu seiner Zeit verschiedene Rollen».³ Shakespeare führt sieben

Bühnen an, und diese gipfeln in einer «zweiten Kindheit und purem Vergessen».

Die ganze menschliche Geschichte hindurch leben allerdings nur relativ wenige lange genug, um die «zweite Kindheit und das pure Vergessen» zu erreichen. Es gab zwar immer schon solche, welche die biblischen siebenzig Jahre erlebten, aber sie waren die Überlebenden von vielen, vielen mehr, die gleichzeitig geboren wurden. Eine der ersten Studien der Sterblichkeit, die Studie Halleys in Breslau von 1687 bis 1691, zeigte im Zeitpunkt der Geburt eine Lebenserwartung von 33,5 Jahren. Price kam für Northampton, 1735–1792, auf 30 Jahre. Wigglesworth kam für das Massachusetts der Kolonialzeit auf 35,5 Jahre. Mourgue ermittelte für die Männer im Montpellier der Jahre 1772 bis 1792 23,4 Jahre. Deparcieux ermittelte in einer Studie, die 1746 veröffentlicht wurde, eine Lebenserwartung von 37,5 Jahren für französische Konvente und Klöster. Diese Studien sind nicht ganz überzeugend. Dublin, Lotka und Spiegelmann (1949) zeigen in ihrem richtungsweisenden Werk, daß keine dieser Studien mit Methoden arbeitete, die man heute als genau bezeichnen würde.

Die heute üblichen genaueren Techniken führen jedoch nicht unbedingt zu anderen Ergebnissen. Nach einer Lebensstatistik, nach zeitgenössischen Methoden erstellt, beträgt die Lebenserwartung einer männlichen Geburt im Schweden der Jahre 1778–1782 36 Jahre. Nach dieser Sterblichkeitsrate könnten nur 41 184 von 100 000 neugeborenen männlichen Schweden damit rechnen, ihren fünfzigsten Geburtstag zu erreichen. Nur 26 934 würden ihren 65. Geburtstag erreichen. (Eine Lebensstatistik von 1965 für Schweden zeigt 91 746 von 100 000 männlichen Geburten, die das 50. Lebensjahr erreichen und 76 765 das Alter von 65.)

Tabelle 1 zeigt neuere Zahlen für die Lebenserwartung von männlichen Zwanzigjährigen in elf Ländern Europas. Diese Daten zeigen das Anwachsen der Lebensdauer zwischen 1850 und 1959. Zwanzigjährige Männer konnten 1850 höchstens damit rechnen, 56 bis 62 Jahre alt zu werden, 1950 aber schon 64 bis 74 Jahre. Dies legt den Schluß nahe, daß jede frühere Verallgemeinerung hinsichtlich des menschlichen Lebenszyklus, die über das 60. Lebensjahr hinausging, Menschen betraf, die jedenfalls auf dem Hintergrund der durchschnittlichen Sterbensaussichten eher ungewöhnlich waren. Es ist weiter nicht überraschend, daß in den meisten Gesellschaften das Alter verehrt wurde. Alt zu sein hieß in gewissem Sinne Bedeutung zu haben. Und um bedeutend zu sein, mußte man langlebig sein.

Studien über bedeutende Menschen zeigten oft, daß die meisten auch ein langes Leben hatten. Wir erinnern

Tabelle 1				
Lebenserwartung für männliche Zwanzigjährige in einer Auswahl europäischer Länder in den Jahren 1850–1950				
Land	1850	1900	1925	1950
Belgien	–	42.0	45.9	44.6
Bulgarien	–	43.1	45.8	49.4
Dänemark	40.1	44.5	49.5	52.8
Deutschland	–	41.2	46.7	–
England u. Wales	39.5	41.0	46.2 ^a	49.6
Frankreich	41.3 ^b	41.0	42.9	48.7
Island	36.4	41.5	–	51.6
Niederlande	38.0	45.7	49.7	53.3
Norwegen	41.5	43.6	47.7	53.9
Österreich	–	40.2	–	44.5
Schweden	38.6	44.8	48.5	52.8

^a Jahr der Erhebung: 1921

^b Ausgenommen Nizza und Savoyen; Jahr der Erhebung: 1851.

Quellen: Dublin / Lotka / Spiegelmann (1949) 346–348;
Kieftz / Flieger (1968).

uns an die Ausnahmen: Keats, Mozart, Schubert, Alexander der Große. Aber Lehmanns Studie über die Langlebigkeit bedeutender Menschen (1943) zeigt bei britischen Autoren und Schriftstellern ein durchschnittliches Alter von über 60 Jahren und eines von über 65 Jahren bei großem Komponisten, Mathematikern, Erzählern und Erziehern. Große Kommandeure der Marine und des Heeres, die zwischen 1666 und 1839 geboren worden waren, zeigten eine Lebensdauer von über 65 Jahren. Bedeutende Geologen, Historiker und amerikanische Kabinettsmitglieder wurden durchschnittlich älter als 70 Jahre. Meine eigenen Studien der Todesdaten in Butlers «Leben der Heiligen» erbrachten ein Durchschnittsalter von 65 Jahren für Heilige, die keine Märtyrer waren und zwischen 1400 und 1600 geboren waren, einer Zeit lange vor der Zeit der abnehmenden Sterblichkeit in Europa.

Daraus ist nun nicht zu schließen, daß künstlerische Kreativität, intellektuelle Anstrengung und Heiligkeit in Zusammenhang mit der biologischen Fähigkeit zu überleben in Verbindung gebracht werden können. Eher ist zu sagen, daß diese Merkmale an den Überlebenden festgestellt werden konnten. Im Gegensatz dazu zeigt sich, daß Bedeutung auf der zufälligen Grundlage der Geburt und nicht der eigenen Bemühungen noch weniger mit Langlebigkeit in Zusammenhang zu bringen ist, obwohl die Wohlgeborenen noch am ehesten mit der optimalen Fürsorge durch die Gesellschaft rechnen können. So hatten beispielsweise die im Erbwege zur Macht gekommenen europäischen Souveräne eine durchschnittliche Lebenserwartung von nur 49 Jahren. Diese Punkte haben wichtige Kon-

sequenzen für die gegenwärtige Arbeit an Lebenszyklen.

Man weiß heute noch nicht, was über den Prozeß des Alterns allgemein anwendbar ist. Man kann annehmen, daß die physischen Verfallserscheinungen des Alterns universal sind. Andererseits hängen die sozialen und emotionalen Erfahrungen des Altwerdens offenbar mit dem Bevölkerungsanteil der alten Menschen und der Erwartung alt zu werden, zusammen. Es ist viel leichter, mit Anmut alt zu werden, wenn man weiß, daß das Alter als ein seltenes Geschenk betrachtet wird und die Zahl der Alten, die respektiert und umsorgt werden, relativ klein ist. Diejenigen, die in Bereichen mit hoher Sterblichkeit leben, tragen die Erinnerung an Rollenvorbilder, an ein oder zwei begnadete Alte in sich, die sie vielleicht in ihrer Jugend gekannt haben. Es mag unter diesen Umständen leichter sein, die Norm zu entwickeln und aufrechtzuerhalten, daß für alternde Eltern in den Familien ihrer erwachsenen Kinder gesorgt werden muß, denn davon werden dann ja nur relativ wenige Eltern und Kinder betroffen.

Im Gegensatz dazu wird unter veränderten Sterblichkeitsbedingungen und wenn das Altwerden sehr viel häufiger geworden ist, der physische Abbau nicht länger durch die gesellschaftliche Ehrung ausgeglichen. Statt dessen kann der Alternde als eine Belastung des Systems der sozialen Sicherheit und der medizinischen Versorgung gesehen werden. Diese Entwicklung ist für eine Übergangsgeneration teilweise von verheerender Auswirkung, die in ihrer eigenen Jugend die wenigen Alten noch mit Respekt behandelt sah und sich nun selbst einer Gruppe von Alten zugehörig sieht, die viel größer und viel weniger respektiert ist. Die Normen über die Sorge für die alten Eltern, die solange aufrechterhalten werden konnten, solange sie relativ wenige Fälle betrafen, sind nur sehr schwer zu halten, wenn fast jedes Ehepaar damit rechnen muß, sowohl für kleine Kinder wie auch für alte Eltern sorgen zu müssen.

Eine Erarbeitung der Einstellung und Verhaltensweisen, die dem «Alternden» gemäß sind, variiert vermutlich, je nach dem, ob hohes Alter ein relativ seltenes oder relativ häufiges Vorkommnis ist. Da gab es einige wenige Generationen, in denen eine große Zahl von Überlebenden ein hohes Alter erreichte. Aber es gab keine vollständige Generation, die hätte von Geburt an damit rechnen können, daß die meisten von ihnen ein hohes Alter erreichen würden. Dies heißt aber, daß zeitgenössische Formulierungen über die Entwicklungspsychologie der späten Lebensmitte und des Alters als Vermutungen betrachtet werden müssen. Weder die Sitten von Gesellschaften mit hoher Sterb-

lichkeit noch die Biographien langlebiger Individuen ergeben genügend gesicherte Daten für solche Formulierungen, und die zeitgenössische Forschung geschieht in einer Zeit des Übergangs in Hinblick auf die Sterblichkeit.

Eheversprechen und längere Lebensdauer

Eheversprechen (und andere lebenslange Gelübde, etwa von Ordensangehörigen oder von Priestern), werden gemacht, «bis daß der Tod uns scheidet». Die Wandlung der Sterblichkeit hat eine erschreckende korrespondierende Veränderung ausgelöst, wenn man davon ausgeht, daß nur der Tod die Ehe beendet. Tatsächlich haben Scheidungsraten und Abgänge die frühere Auflösung meist durch den Tod ersetzt.

Tabelle 2 vergleicht die Wahrscheinlichkeit, daß beide Partner 25 Ehejahre überleben werden, im Schweden der Jahre 1778–1782 mit der Wahrscheinlichkeit 1965. Der Vergleich geht von einem Heiratsalter zwischen 25 und 40 Jahren beim Mann und einem Heiratsalter zwischen 20 und 35 Jahren bei der Frau aus. Der Unterschied zwischen den beiden Tafeln ist frappierend. Von den jüngeren Paaren in den Jahren 1778–82 hatten 57 von 100 die Chance, ihre silberne Hochzeit zu erleben. Die Paare des Jahres 1965 im gleichen Alter hatten eine Chance von 93 zu 100. Für ältere Paare sank die Chance 1778–82 auf 40, 1965 fällt sie auf 75. «Bis daß der Tod uns scheidet» war 1778–82 eher eine kurzfristige Bindung gegenüber 1965.

Tabelle 2				
Wahrscheinlichkeit, daß beide Ehepartner 25 Jahre ihrer Ehe überleben Schweden 1778–1782, 1965				
Alter der Ehefrau bei Eheschließung	Alter des Ehemanns bei Eheschließung			
	25	30	35	40
1778–1782				
20	.572	.526	.501	.437
25	.557	.511	.488	.426
30	.536	.492	.470	.410
35	.511	.496	.447	.390
1965				
20	.926	.900	.868	.792
25	.915	.890	.850	.783
30	.899	.873	.835	.769
35	.874	.850	.812	.748

Berücksichtigt ist hier nur Beendigung der Ehe durch Tod.

Quelle: Survival rates calculated from 1x in Swedish life tables: Keyfitz / Flieger (1968) 462–463.

Eine andere Methode, die zu erwartende Ehedauer zu analysieren, ist die über eine Statistik der Ehedauer. Nach dieser Methode werden die Scheidungsquoten

zu je fünf Jahren bestehender Ehe nacheinander in Beziehung gesetzt, und zwar in bezug auf eine hypothetische Schar von 100 000 Paaren. In dem Fall nehme ich an, daß das Alter des Ehemannes im Zeitpunkt der Eheschließung 25 und das der Frau 20 war und daß die jeder männlichen und weiblichen Altersschicht in Schweden jeweils entsprechenden Sterblichkeitsraten auch auf sie Anwendung finden, während sie diese Altersschichten durchlaufen. Es soll zuvor noch angemerkt werden, daß von 100 000 im Schweden der Jahre 1778–82 geborenen männlichen Kindern nur 56 030 überhaupt das 25. Lebensjahr erreicht haben. Von 100 000 weiblichen Neugeborenen erreichten nur 61 064 das 20. Lebensjahr. Die Überlebenden konnten, falls sie heirateten, durchschnittlich nur mit einer Ehedauer von 15,5 Jahren rechnen, ehe einer von ihnen starb. (Diese Zahl unterscheidet sich von dem, was man von Tabelle 2 eigentlich erwarten würde. Auf Tafel 2 war die Wahrscheinlichkeit des Überlebens für jedes Paar errechnet worden. Die Lebensstatistik läßt eine synthetische Menge von Paaren stetig abnehmen, das heißt: in den ersten fünf Jahren würden 8 Prozent der 100 000 Ehen aufgelöst sein. Nur 92 Prozent würden sich den nächsten fünf Jahren stellen, während welcher weitere 15 Prozent der ursprünglich 100 000 beendet sein würden. Tabelle 2 benützt keine Angaben über aufeinanderfolgende Zeitabschnitte.)

1965 sah die Statistik der Ehedauer in Schweden ganz anders aus. Wiederum war die zu erwartende Ehedauer von Männern, die im Durchschnittsalter von 25 Jahren Frauen im Durchschnittsalter von 20 Jahren heiraten, 35,4 Jahre. Aber 1965 würden 96 814 von 100 000 schwedischen Jungen das Alter von 25 Jahren erreicht haben und 98 107 von 100 000 schwedischen Mädchen das Alter von 20 Jahren.

Längere Lebensdauer bedeutet längere Ehen, aber sie bedeutet auch, daß verheiratete Personen eher in späteren Lebensphasen verwitwet sein werden und daß die Zahl der Waisen ziemlich klein bleiben wird. Wiederum unter Heranziehung der Lebensstatistiken schätze ich, daß in den Jahren 1778–82 9,8 Prozent der Kinder unter 15 Jahren ohne Mütter sind, verglichen mit 0,7 Prozent 1965. 1778–82 würden 3,7 Prozent der Kinder unter einem Jahr keine Mutter haben, verglichen mit nur 0,1 Prozent 1965. Friedensgesellschaften mit modernen Sterblichkeitsbedingungen brauchen gewöhnlich keine Waisenhäuser, jedenfalls nicht für Kinder, die im eigentlichen Sinn dieses Wortes verwaist sind. Kinder, die verlassen oder mißhandelt wurden oder deren Eltern geschieden sind, bleiben hier außer Betracht.

Einige Beobachter argumentierten, daß eine 35jährige Bindung unrealistisch ist und darum die Scheidung

die Rolle übernommen hat, die früher der Tod spielte. Ein Mensch, der dabei ist, eine völlig freie Bindung einzugehen, sollte einige Vorstellung davon haben, wie lange es dauern könnte, bis der Tod die Partner trennt.

Man muß allerdings auch bedenken, daß große Zahlen zerbrochener Familien keineswegs neu sind. Unter der Bedingung einer hohen Sterblichkeit gibt es eine reichere Variation in allen Dimensionen der Familienzusammensetzung, einfach weil die Auswirkungen der Sterblichkeit eine so große Rolle für jedes Lebensalter spielen. Aber in einer Familie, die durch Tod zerbricht, ist der verlorene Partner, der Elternteil oder das Kind «für immer» fortgegangen. In einer durch Scheidung zerbrochenen Familie gibt es zumindest die Möglichkeit für die Fortsetzung der Beziehung, auch wenn diese eher episodisch ist als die frühere.

In Zeiten hoher Sterblichkeit ist die Wahrscheinlichkeit, daß Eltern sterben und einen verwitweten Partner und verwaiste Kinder zurücklassen, größer. Aber auch die Wahrscheinlichkeit, daß Kinder sterben, ist ebenfalls größer, vor allem während des ersten Lebensjahres. Von den männlichen Neugeburten im Schweden der Jahre 1778–82 hatten nur 80 Prozent die Chance, das erste Lebensjahr zu vollenden. 1965 sind es 98,5 Prozent, die das erste Lebensjahr erreichen. Für weibliche Neugeburten sind die Zahlen etwas anders: 82 Prozent hätten in den Jahren 1778–82 das erste Jahr erlebt und 99,8 Prozent erleben es 1965. Die Senkung der Säuglingssterblichkeit, ein wesentlicher Teil der allgemeinen Senkung der Sterblichkeit, war von immensen Auswirkungen auf das Familienleben.

Als die Sterblichkeit anfang abzunehmen, bedeutete dies zunächst das Überleben von mehr Frauen im gebärfähigen Alter und die Möglichkeit einer viel höheren Fruchtbarkeit und die Erwartung, daß ihre Kinder ebenfalls überleben würden, um sich auf dieser erweiterten Basis zu vermehren. Dies führte zu einem raschen Bevölkerungswachstum. Auf der Ebene der Familie konnte dies aber auch zu wirtschaftlichen Schwierigkeiten und zu anderen Familienproblemen führen. Insbesondere hatten die Eltern größerer Familien weniger Zeit, sich mit dem einzelnen Kind zu beschäftigen, und so sozialisierten die Kinder einander. Eine augenscheinliche Konsequenz ist der geringere Intelligenzgrad von Kindern aus großen Familien. In großen französischen und schottischen Untersuchungen waren die Unterschiede im Intelligenzquotienten zwischen den größten und den kleinsten Familien ungefähr eine Standardabweichung. Die französische und eine große niederländische Studie fanden heraus, daß dieses Verhältnis auch unter Berücksichtigung des sozioökonomischen Status noch gegeben war⁴.

Die Abnahme der Sterblichkeit bedeutete, daß Paare die Phase des Kindergebärens abschließen konnten, wenn die Frau 25 Jahre alt war und dann noch ein langes gemeinsames Leben in der Gesellschaft ihrer Kinder zu erwarten hatten. Tatsächlich ist heute das Zusammenleben erwachsener Kinder mit ihren Eltern in einem Ausmaß möglich wie nie zuvor. Für Kinder ist die Vertrautheit mit den Großeltern heute selbstverständlich, selbst wenn ihre Mütter erst in späteren Jahren mit dem Gebären angefangen haben. Für Eltern ist es heute viel selbstverständlicher, sowohl ihre eigenen Eltern wie auch ihre eigenen Kinder gleichzeitig am Leben zu sehen. Dies ist ein manchmal fragwürdiger Vorteil, weil Eltern in mittleren Jahren sich dann nach zwei Seiten gezogen fühlen und sich finanziell für zwei Generationen von Abhängigen anstrengen müssen.

Da geringere Sterblichkeit auch geringere Fruchtbarkeit ermöglicht, sind auch die Einstellungen zum Aufziehen von Kindern und zum Abstand des Gebärens im Begriff sich zu ändern. Ein Beispiel ist die Planung des zweiten Kindes. In den fünfziger Jahren meinte man, daß das zweite Kind rasch nach dem ersten kommen sollte. So gaben Befragte in Fruchtbarkeitsuntersuchungen als den häufigsten Grund für das zweite Kind an, «daß das Erstgeborene Gesellschaft hat». Neuere Untersuchungen von Zajonc (1976) legen andererseits nahe, daß diese Einstellung in Hinblick auf die Entwicklung der Intelligenz des Kindes genau falsch ist. Die Intelligenz des Kindes wird durch die elterliche Sozialisation und durch die Sozialisation durch ältere Geschwister gefördert. Und ältere Geschwister gewinnen ebenfalls durch die Anleitung ihrer jüngeren Brüder oder Schwestern. Dies legt nahe, daß das erste Kind schon alt genug sein soll, um an dieser Förderung mitzuwirken. Fünf oder sechs Jahre dürften ein angemessener Altersabstand sein. Und obwohl dafür nur fragmentarische Ergebnisse vorliegen, kann man annehmen, daß größere Altersabstände zwischen den Kindern zur ehelichen Zufriedenheit der Eltern und zu ihrer Freude an den Kindern beitragen (Clausen und Clausen, 1973; Rossi 1978: 21).

Zusammenfassend kann man sagen, daß die abnehmende Sterblichkeit die Familie durch die längere Dauer der Ehe, die geringere Kindersterblichkeit und die dadurch bedingte Ermutigung zu weniger Fruchtbarkeit, die möglichen Veränderungen in der Kommunikation innerhalb der Familie und das Ausmaß der Eltern-Kind-Beziehung noch in die erwachsenen Jahre des Sohnes oder der Tochter hinein beeinflusst. Diese Veränderungen stellen Herausforderungen und Möglichkeiten dar, das Familienleben in einem neuen Kontext zu sehen. Starke Familienbindungen wiederum scheinen auch ein Faktor zu sein, der die geringere

Sterblichkeit mitbestimmt (Kobrin und Hendershot, 1977).

Langlebigkeit und Religion

In den vergangenen Zeiten hoher Sterblichkeit gab es kaum Kinder, die nicht das Sterben miterlebt haben, entweder innerhalb der eigenen Familie oder in der Nachbarschaft. Wie die Kinder, die in Luk 7,32 beschrieben werden, haben sie vielleicht Begräbnis gespielt und kindliche Trauergesänge gesungen. Im Gegensatz dazu haben Kinder und sogar Erwachsene heute weniger persönliche Erfahrung mit dem Sterben, und das ist einer der Gründe, warum heute Einführungskurse in Tod und Sterben sogar in den Lehrplänen von Schulen Eingang finden. So sagt man heute den Eltern sogar, ein Vorteil der Tierhaltung für Kinder bestehe darin, daß das Lieblingstier einmal stirbt und so das Kind die Erfahrung des Sterbens machen kann.

Über die modernen Gesellschaften sagt man oft, sie verdrängen den Tod, aber dies dürfte lediglich das Ergebnis einer geringeren Vertrautheit mit dem Tod sein. Die hilfreiche Erfahrung des Todes, ja selbst ein Kult des Todes wird in gewissen Gruppen der Subkultur gesucht. Das kann so relativ harmlos sein wie die Anschaffung kurzlebiger Lieblingstiere für Kinder oder so weitreichende Konsequenzen haben wie die weitverbreitete Drogenabhängigkeit. Das Aufsuchen von Gefahr, die Chance des Todes, könnte in dem Maß zunehmen, wie die tatsächliche Wahrscheinlichkeit des Todes abnimmt.

Die lebensversprechenden und tröstenden Aspekte der Religion dürften für Menschen weniger wichtig werden, die darauf vertrauen, daß sie ihren vollen Lebenszyklus durchleben werden und genug Zeit haben werden, sich von ihren Freunden und Verwandten zu verabschieden. Wenn man sich verabschiedet hat, ist eine Beziehung abgeschlossen, was in Zeiten nicht möglich war, als das Sterben meist plötzlich erfolgte und oft schon junge Menschen traf. In der Folklore kommen die Geister stets zurück, um an bestimmten Orten zu erscheinen, wenn sie im unrichtigen Zeitpunkt gestorben sind oder unabgeschlossene Geschäfte zurückgelassen haben. Die ihr Werk vollendet haben, scheinen die Lebenden in Ruhe zu lassen. Aus demselben Grund haben die Lebenden, die ihren Abschied nehmen konnten, nicht länger das Gefühl, sie müßten mit dem Toten Kontakt aufnehmen oder ihn besänftigen oder ihr Schuldgefühl durch das Gebet für die Verstorbenen besänftigen, die zu plötzlich gestorben sind, um noch Vergebung zu erbitten.

Andererseits könnte die Bedeutungsstruktur der Religion als Alternative zum Kult des Todes und der Gefahr von wachsender Bedeutung werden. Wenn das Leben nur wegen seiner Bedrohtheit von Wert ist, dann wäre ein längeres Leben kein Segen. Wenn das Leben absurd ist und sein einziger Zweck darin besteht, den Tod so lange wie möglich auszustecken, dann hat längeres Leben keinen Sinn und keinen Wert

in sich. Wenn längeres Leben eine längere Bindung an andere Menschen bedeutet, diese Bindungen jedoch nicht erfüllend sind, dann wird es wenig Gründe geben, diese Bindungen aufrechtzuerhalten.

Auch wenn ein längeres Leben bedeutet, daß wir weniger Todesfälle erleben werden, so wird es doch keine Verminderung von Kummer und Schmerz bedeuten.

¹ Die demographische Verschiebung bezieht sich auf den Übergang von hoher Fruchtbarkeit und hoher Sterblichkeit zu niedriger Fruchtbarkeit und niedriger Sterblichkeit. In Europa nahm dieser Übergang Jahrhunderte in Anspruch. In den heutigen Entwicklungsländern ist der Knick in der Sterblichkeitskurve sehr kurzfristig geschehen; der Knick in der Fruchtbarkeitskurve dagegen verläuft viel langsamer. Eine klassische Formulierung für die demographische Verschiebung findet sich in Notestein (1945).

² Zu einigen Bemühungen um eine Aufschlüsselung dieser Daten vgl. Ryder (1973) und Sullivan (1978).

³ «Was ihr wollt», II, vii, 139.

⁴ Vgl. Scottish Council (1949), Institut National d'Études Démographiques (1973) und Belmont and Marolla (1973).

Bibliographie

L. Belmont/F.A. Marolla, Birth order, family size, and intelligence: *Science* 182 (14 Dec. 1973) 1096–1101.

J.A. Clausen/S.R. Clausen, The effects of family size on parents and children: *Psychological Perspectives on Population*, Hg. J.T. Fawcett (Basic Books, New York 1973) 185–208.

A.J. Coale, The effects of changes in mortality and fertility in mortality and fertility on age composition: *Milbank Memorial Fund Quarterly* 34 (1956) 79–144.

L.I. Dublin/A.J. Lotka/M. Spiegelman, *Length of Life* (rev. ed., Ronald, New York 1949).

Institut National d'Études Démographiques, *Enquête nationale sur le niveau intellectuel des enfants d'âge scolaire* (Paris 1973).

N. Keyfitz/W. Flieger, *World Population* (University of Chicago Press, Chicago 1968).

F.E. Kobrin/G.E. Hendershot, Do family ties reduce mortality? Evidence from the United States, 1966–1968: *Journal of Marriage and the Family* 39 (November 1977) 737–767.

H.C. Lehman, The longevity of the eminent: *Science* 98 (24 September 1943) 270.

F.W. Notestein, *Population: The Long View: Food for the World*, Hg. T.W. Schultz (University of Chicago Press, Chicago 1945) 36–57.

S.H. Preston, *Mortality Patterns in National Populations* (Academic Press, New York 1976).

A.S. Rossi, A biosocial perspective on parenting: *The Family*, Hg. A.S. Rossi u.a. (Norton, New York 1978) 1–31.

N.B. Ryder, Influence of changes in the family life cycles upon family life: United Nations Economic and Social Council, World Population Conference, Symposium on Population and the Family, Honolulu, 6–15 August 1973 (1974).

Scottish Council for Research in Education, *The Trend of Scottish Intelligence* (University of London Press, London 1949).

T.A. Sullivan, Numbering our days aright: Human longevity and the problem of intimacy: *Toward Vatican III*, Hg. D. Tracy u.a. (Seabury, New York 1978) 282–294.

United Nations, Department of Social Affairs, Population Branch: *The World Population in 1970* (= Population Study Nr. 49) (United Nations, New York 1971).

R.B. Zajonc, Family configuration and intelligence: *Science* 192 (16 April 1976) 227–236.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

TERESA A. SULLIVAN

1975 Promotion zum Dr. phil. an der Universität Chicago. Dann Assistenzprofessorin für Soziologie an der University of Texas in Austin und Mitglied des dortigen Forschungszentrums für Demographie. Derzeit Assistenzprofessorin für Soziologie an der Universität Chicago und Mitglied des dortigen «Population Research Center» (Forschungszentrum für Demographie). Veröffentlichungen: *Marginal Workers, Marginal Jobs* (The University of Texas Press, Austin 1978); verschiedene Zeitschriftenbeiträge und Arbeitspapiere zu Problemen der Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Südostasien sowie zur Demographie von Minderheitsgruppen in den Vereinigten Staaten. Anschrift: University of Chicago, Population Research Center, 1126, East 59th Street, Chicago, Ill. 60637, USA.